Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 11 (1907)

Artikel: Die Bora [Fortsetzung]
Autor: Kelterborn, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-575438

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

dem Gemälde eine Poesie des Lichts von feinem Zauber aus. Man möchte dem Maler noch oft auf diesen Wegen begegnen. Das Bild zeigt, daß es für Wilhelm Ludwig Lehmann kein Stillestehen beim erworbenen Ruhme gibt. Das wird stets die sicherste Bürgschaft echter Künstlerschaft sein.

Hans Trog, Zürich.

Die Bora.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Erzählung von Rudolf Kelterborn, Basel.

(Fortsetzung).

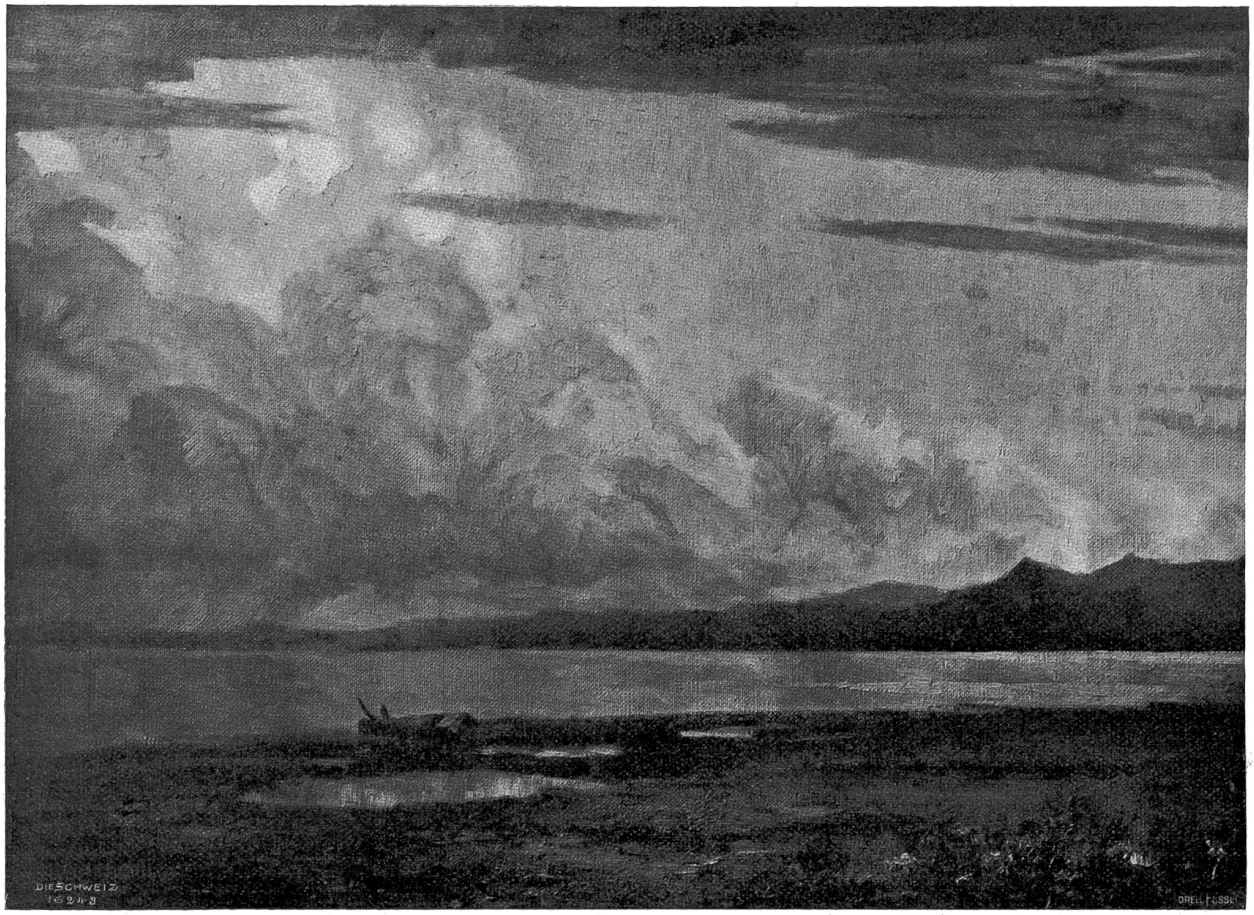
Auch das andere Opus war nicht vergessen, das er gleichsam als mit Margherita gemeinsam geschaffen betrachten wollte, ein Rinascimento nach ihrer Auffassung. Dieses Werk sollte nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt sein, nicht in großem Maßstabe entworfen werden; er wählte auch gar keinen bestimmten Zeitpunkt zur Vollendung, sondern zog es vor, den Gedanken mit sich herumzutragen, bis eine geweihte Stunde das Ganze gleichsam als Anadyomene vor den Augen seiner Seele zur Erscheinung brächte. So floh die Zeit dahin, Woche um Woche, wie die Wolken über die Adria flohen. Dem Glücklichen schlägt keine Stunde.

Ja, wenn man nur immer, nur wahrhaft glücklich wäre! Ein oberflächlicher Mensch kann sich leicht in die Ueberzeugung hineinleben, kann die Stunde des Nachdenkens von sich abwehren und im Rausche der Gegenwart verharren. Anders Cosimo. Er war kein oberflächlicher Mensch, wenn auch nichts weniger denn ein Philosoph, der Casus um Casus entwickelt; aber er war ein gesundes Kind der Natur, das befremdet stehen bleibt vor jedem Unfaßbaren. Und da es ihm nun über Nacht geschehen war, daß er in eine so ganz neue Lage versetzt ward, daß er sich kaum mehr in seinem Innersten zurechtfand, so konnten die Stunden des Unbehagens, der Beängstigung nicht ausbleiben.

Dies deutete die ganz anders veranlagte Albrizzi nicht ebenso; sie konnte es überhaupt nicht ertragen, daß der Maler außer ihr noch einen andern Gedanken habe. Sie suchte auf seltsamen Wegen ihre Person mit dem Kunstenthusiasmus des Freundes in eins zu verknüpfen, sie sann auf eine Ueberraschung, ihn auf den Gipfelpunkt der Hingebung, der berauschenden Bewunderung zu führen.

Es war hinter dem Palazzo einer mit der Albrizzi befreundeten, zu theatralischen Unternehmungen jederzeit bereitwilligen Dame ein kleiner Garten, einer jener in Venedig so unschätzbaren grünen Erdflecke, wo, umrahmt von zierlicher, in den Orient versetzender Architektur, ein zimmergroßes Rasenstück, einige Kirschlorbeer- und Kamelienbüsche, überragt von hellgrünen Akazien und Mimosen, ein das Auge erquickendes Bild gewähren. Hier lagen malerisch vernachlässigt griechische Marmortrümmer, die zu der Zeit, da die ägäischen Inseln unter Venedigs Flagge standen, dahin verschleppt sein mochten, halb verwittert, halb von Moos überzogen. Das Hauptstück war ein verstümmelter Löwe, dessen Rücken seit Jahr und Tag als Ruhebank benützt wurde. Der Anblick dieser Szenerie hatte die unternehmungslustige Margherita auf den Gedanken gebracht, eine Ueberraschung für Cosimo ins Werk zu setzen, und die Dame des Hauses, Paolina Sylvia, war mit großer Bereitwilligkeit darauf eingegangen. Der Maler wurde also von seiner Gönnerin eingeladen, sich eine Stunde nach der Siesta in jenem Palazzo einzufinden, wo ihn ihre Freundin als Kunstkenner wegen einiger Antiquitäten um Rat fragen möchte. Rechtzeitig betrat Cosimo das Haus und wurde von der Sylvia mit großer Zuvorkommenheit und Hochachtung empfangen. Margherita, die ihn laut Abrede hätte vorstellen sollen, war noch nicht zugegen. Die Padronessa vertröstete auf deren verspätetes Erscheinen und ließ es indessen an keinerlei Aufmerksamkeit fehlen. Sie zeigte dem Gaste die in den Gemächern ausgebreiteten Schätze von antiken Bronzen und Kunstwerke aus der Blütezeit der Lagunenstadt; dabei wußte sie auf anmutige Weise historische Reminiszenzen ins Gespräch zu verweben und gipfelte schließlich darin, alles Gute und Treffliche habe seinen Urquell auf dem heiligen Boden Attikas und Joniens zu suchen. Indem sie so sprach, lüftete ihre Hand einen schweren Teppich, und man sah aus dem halbdunkeln Salon in das Gärtchen hinaus, wo sich den Blicken nun allerdings ein überraschendes, Kunst und Natur aufs innigste mit einander vermählendes Bild bot. Das reiche Pflanzenwerk in seinem mannigfaltigen Grün ließ den Marmor nur schüchtern ans Licht treten; aber ein Lebendes, eine Gottheit gleichsam, war der fesselnde Glanzpunkt der Idylle. Im duftigen Gewande einer Hellenentochter oder einer Olympierin saß Margherita auf dem Löwentorso, scheinbar in eine Leserolle vertieft, als wäre sie zu Hause in den Gefilden, wo Götter und Menschen einander einst so nahetraten, freudebringend, freudesuchend, himmelanstrebend, menschenfreundlich!

Herbsttag. Nach dem Gemälde von Wilh. Ludwig Lehmann, Zürich-München.



Chiemsee-Stimmung. Nach dem Gemälde von Wilh. Ludwig Lehmann, Zürich-München.

Cosimo war aufs tiefste ergriffen von der Aufmerksamkeit, die er augenblicklich durchschaute. Er stürzte sich nicht hin, der göttlichen Gestalt zu Füßen, er verharrte unter dem Vorhang, als wollte er die Weihe der Offenbarung nicht stören. Nicht die Anwesenheit Sylvias war es, sondern der freudige Schreck, der ihn gebannt hielt, der ihn selbst verhinderte, laute Worte der Begeisterung auszurufen.

«Vero e ben trovato!» rief er schließlich: „Gut erfunden zugleich und wahr!" Damit näherte er sich der Gruppe und küßte Margherita zuerst auf den ambrosischen Scheitel und dann, niederknieend, auf den nackten Fuß, der in einer goldgepreßten Sandale ruhte genau nach antikem Vorbild. Damit wollte er wohl sagen, daß er von Kopf bis zu Fuß der Schönheit die höchste Anerkennung zolle. Zartsinnig hielt sich die Herrin des Hauses im Hintergrund; sie kannte das innige Verhältnis der beiden Kunstbegeisterten zu gut, als daß sie ihnen die Freude hätte verkümmern mögen. Erst nach längerer Pause rief sie sie auf, sich wieder in die Gegenwart zu versetzen und in der Pergola eine Erquickung zu genießen, wobei ausdrücklich verlangt wurde, daß Margherita an ihrem Gewande nichts ändern dürfe.

Gern ließ sich die Schöne das gefallen. Und so saßen die drei, ein Liebesmahl begehend im Namen Apolls, plaudernd beisammen, in tiefster Seele ergötzt, als ob kein Wölkchen imstande wäre, den Himmel der Freude zu trüben. Es wurde sogar ganz selbstverständlich erachtet, daß Cosimo auch in Sylvias Gegenwart mehr als einmal vom offiziellen „Sie" in das gemäßere „Du" überging. Allerdings wußte er, den ersten Lapsus bemerkend, geschickt den Vorwand anzubringen, daß es Göttern und Göttinnen gegenüber schwierig sei, anders als in der Ursprache des Herzens zu reden.

Trotz alledem war das kleine Fest der Anlaß zum Reißen einer Saite. Wenige Tage später hatte der Maler Gelegenheit sich mit Sylvia über das Geschehene auszusprechen, und er glaubte, der Dame gegenüber so freimütig, ja noch freimütiger reden zu dürfen, als wenn er Margherita vor sich hätte. So ließ er sich denn die Bemerkung entschlüpfen, daß der Gedanke ein allerliebster und die Ausführung köstlich gewesen sei, daß aber die strenge Kunst, die für die Ewigkeit arbeite, ganz anders zu Werke gehen müsse und sich ja nicht durch momentanes Blendwerk auf Abwege dürfe führen lassen.

„Aber überwältigt waren Sie doch!" gab etwas kühl die Dame zur Antwort. „Sonst hätten Sie nicht Ihre stolze Künstlerstirne auf der Albrizzi Fuß gedrückt! Mir schien es wenigstens so; es müßte mich denn der Spiegel getäuscht haben, in dem ich die Huldigung verfolgen konnte . . ."

Mit etwas schroffer Festigkeit versetzte der Künstler:

„Der Spiegel hat Sie nicht getäuscht. Ich mache auch kein Geheimnis daraus, daß ich Margherita Albrizzi aufs Höchste verehre, daß mich ihre Neigung glücklich macht. Ja, was noch mehr ist, es ist eine Seligkeit, ihr zu huldigen, ihre Huld zu verdienen suchen. Und wenn es nun die gute Stunde fügt, daß mir ihr Frohsinn das Füllhorn der Freude öffnet, soll ich meinem Herzen verwehren, es begeistert auszusprechen, wie glücklich ich mich fühle?"

Einer Sibylle gleich sprach Sylvia halblaut vor sich hin: «Graecum est, non legitur!»

Das fuhr dem Hörenden wie ein zweischneidiges Schwert in die Seele und war die Einleitung zu einer langen unerquicklichen Periode. Kaum acht Tage waren vergangen seit der sonderbaren Aeußerung, als Cosimo im Benehmen Margheritens eine bedeutende Aenderung wahrnahm, eine Unruhe, ein dem bisherigen Vertrauen entgegengesetztes Zurückhalten. Die Worte stimmten nicht mit dem Händedruck, nicht mit den Blicken überein. Beunruhigte ihn diese Erscheinung im Zusammentreffen mit der so innig Geliebten, so quälten ihn, wenn er allein war, die Grübeleien, zu denen ihn das Graecum est veranlaßte, das ihn schon einmal für lange Zeit um alle Sammlung gebracht. Nur mit Mühe gelangte er dazu, von seiner Gebieterin einigen Aufschluß zu gewinnen, und der lautete dahin, daß Sylvia allerdings geplaudert und wahrscheinlich des Malers harmlose Aeußerung entstellt hatte. Er gab sich alle Mühe, die Sache zu klären. Vergeblich. Mit Bitterkeit sprach sie ihr Bedauern aus, den Scherz gewagt zu haben. Nur ärger wurde die Sache, als er sich selbst als den Schuldigen darzustellen suchte, indem er erklärte, er sei sich damals, angesichts einer griechischen Göttin in seiner Samtjacke und seinem Stehkragen wie ein Verbrecher vorgekommen. Sie verzichtete auf eine Antwort und verfiel in ein verletzendes Schweigen.

Jetzt zeigte auch er sich gereizt und vermied einige Tage das Zusammentreffen.

Durch Zufall vernahm er bald darauf, daß Margherita sich mit ihrer ehemaligen Freundin Paolina Sylvia gänzlich entzweit habe.

So standen die Dinge, als Cosimo aus seiner friaulischen Heimat dringende Briefe erhielt, das Elternhaus nicht zu vergessen, der Vater liege im Sterben, die Mutter sei ratlos und bei den Geschwistern sei keine Hilfe zu holen. Das war nun keine Maskerade, das war Wirklichkeit!

Nun stürmte, da ein Unglück selten allein kommt, alles auf den Armen herein. Bei Licht betrachtet, war es kaum anders möglich. Da Cosimo bei dem neuen Leben, in das ihn das abgelaufene Jahr mit trügerischem Glücke eingesponnen, sich nie Zeit genommen, Umschau zu halten, standen nun plötzlich Tatsachen vor ihm, die ihn nicht nur überraschten, sondern fast zu Boden drückten.

Vorerst kam Oekonomisches in Betracht.

Noch wanderte das Bild „Rinascimento" von Ausstellung zu Ausstellung, ohne einen Käufer zu finden. Privaten war es zu umfangreich oder zu abstrakten Inhaltes, Gallerien kauften nur Bilder von Künstlern, die bereits einen berühmten Namen hatten. Etwas anderes Größeres war noch nicht fertig geworden. Bis Aisopos soweit war, konnten noch Jahre vergehen. Also blieb zum Beschaffen der Tagesbedürfnisse nur die Anfertigung kleiner Studien, die am ehesten einen Käufer fanden und schließlich immer noch den Weg offen ließen, durch Vermittlung eines Kunsthändlers in Geld verwandelt zu werden. Eine traurige Perspektive! Für manchen Künstler der Abgrund, aus dem er sich nicht mehr ans sonnige Licht emporzuschwingen vermag!

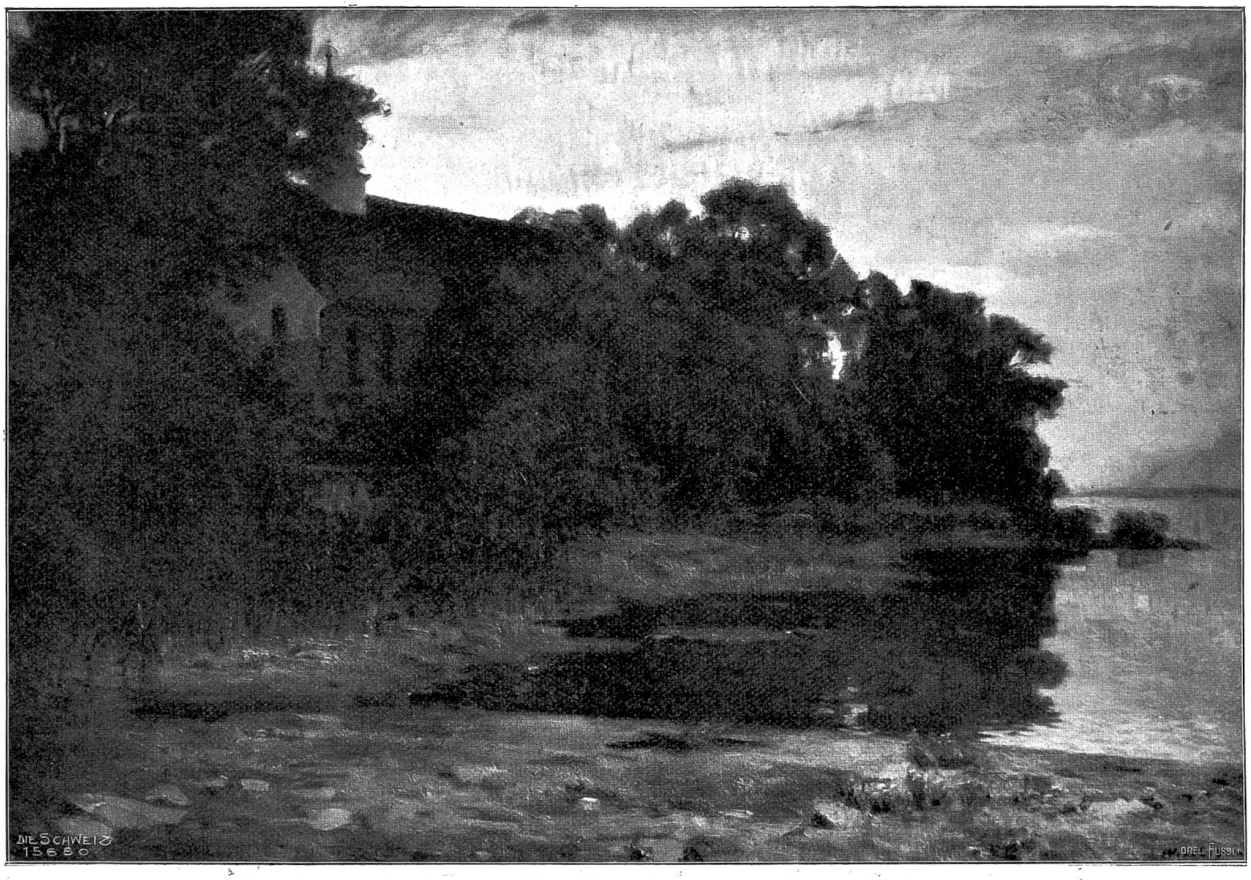
„Was wollen Sie tun?" sagte Moyse, der israelitische Berater. „Geschäft ist Geschäft, und ein Maler, wenn er will ein Maler, ein ganz rechter Maler sein, muß ein Geschäftsmann sein!"

Des Künstlers empörtes Schweigen deutete der wortreiche Hebräer dahin, er wünsche noch weitere Belehrung, und daher fuhr er fort: „Lassen Sie mich reden, lassen Sie mich meine Gedanken auftun! Sie sind Künstler und müssen zugleich sein Geschäftsmann, ich bin Geschäftsmann und muß zugleich sein Künstler. Alle kenn' ich, von Cimabue, was sie mit Gold aufwägen, bis auf die Permanente in Milano. Haben die alten Herren nicht auch müssen um des Geschäftes willen herumreisen in die abgelegenen Dörfer, Kirchen zu malen, ins Gebirge, in die Klöster, um Geld zu verdienen, oft kaum ein dürftig Pranzo oder die nötige Cena? Freilich ist es so. Kein Mensch weiß es besser als ich. Ich bin ein Freund der Künstler, ich bin ein Künstler. Darum, was will ich sagen: Nehmen Sie Ihre Skizzerchen vor, machen Sie, was in der Mappe ist, zu Bildchen! Noch ein paar Pinselstriche, noch ein Lichtchen, noch ein Effektchen! Und die Hauptsache ist ein glücklicher Titel und ein origineller Rahmen! Da lassen Sie mich machen! Da bin ich Künstler!"

So wurde geredet und so wurde gehandelt; denn Cosimo blieb keine andere Wahl offen. Er durfte nicht mit leeren Händen in seiner friaulischen Heimat ankommen. Auf andere Weise war kein Geld zu erhalten. Am allerwenigsten hätte er es unternommen, jetzt ganz besonders nicht, seine reiche Gönnerin um ein Darlehen anzusprechen. Hatte er ihr früher schon konsequent seine wahre, ökonomisch knappe Lage sorgsam verheimlicht, so mochte er jetzt bei der kritischen Spannung um so weniger mit der Wahrheit herausrücken.

Als der Bedrängte sich zum letzten Mal bei der Freundin einfinden wollte, um ihr seine Abreise zu verkünden und vielleicht eine tröstliche Aufklärung auf den Weg zu nehmen, fand er das Haus nur von einem einzigen Türhüter bewohnt; sie sei, hieß es, für einige Zeit ans Festland gegangen, um im nahen Padua als Patin in einem befreundeten Hause zu fungieren. Auf die möglichst beiläufig hingeworfene Frage, ob sie vielleicht etwas für ihn hinterlassen, erwiderte der Portolano möglichst hinwerfend, die Dame habe scheidend gesagt, es werde ihr inzwischen wohl niemand von Bedeutung nachfragen, die Bekannten seien avertiert.

Diese Mitteilung und die Art, wie sie gemacht wurde, erfüllten den Vereinsamten nur auf einen kurzen Moment mit bitterm Schmerz; bald trat an dessen Stelle eine schroffe Resignation. Mit kurzem Worte gebot er dem Gondoliere, ihn nach der Giudecca überzufahren, wo er sich mit Tommaso ins Klare zu setzen, eventuell Tabula rasa zu machen gedachte. Statt den Freund zu treffen, bekam er mit dem Padrone der Osteria eine aufregende Auseinandersetzung. Dieser warf ihm in offen-



Altes Kloster. Nach dem Gemälde von Wilh. Ludwig Lehmann, Zürich-München.

barer Weinlaune die Bemerkung entgegen, er habe hier kein Räubernest, keinen Unterschlupf für Diebsgesindel. Als ihn Cosimo verwundert anblickte und Aufklärung verlangte, geriet der Kerl in ein albernes Lachen und meinte: „Ich bin auch auf den Leim gegangen! Euer Freund, der von der Akademie, hat mir's an den Kopf geworfen, und erst nach langem Zanke, daß wir fast ans Messer gerieten, sagte er mir, er meine nicht die Leute von der Pescaria, die hier Einkehr halten, er meine nicht, daß man um Uhr und Beutel komme; aber die Gedanken würden einem gestohlen, und zwar von Leuten, die sich für Pittori ausgeben und nicht imstande seien, einen gesunden Pinselstrich zu tun!"

So der Pintenwirt.

V.

Eine geraume Zeit war vergangen, als im Venezianischen, nicht weit vom Ufer des Tagliamento, in einem verlotterten Städtchen Cosimo wieder einmal ans Licht der Sonne trat. Kaum mehr zu erkennen. Lebensmüd, gebrochen schlich er einer Gartenmauer entlang, die Sonne suchend, die noch kraftlos durch die unbelaubten Bäume auf die schlechten Dorfpfade herniederschaute. Das Tuch um den Hals schob er alle paar Minuten vor den Mund, um die Luft abzuhalten, wiewohl sie so südlich mild war, daß jeder andere sie für erfrischenden Balsam erklärt hätte. Jedem Begegnenden wich er aus, als wäre ihm schon das Grüßen zuwider.

Endlich war der Einsame draußen angekommen an einer Straßenkreuzung, wo vor einer Kapelle eine kleine Ruhebank dem Wanderer Gelegenheit gab, seine Andacht zu verrichten oder die Blicke über die Gegend schweifen zu lassen.

So lag das Wrack am Strande, das noch vor Jahresfrist als flottes Fahrzeug die gesunde Brust dem Wellendrang des Ozeans dargeboten!

Wie der Besitzer eines niedergebrannten Hauses die Habseligkeiten überschaut, die das Feuer verschont hat, so sah Cosimo auf die Gegenwart und Zukunft, ja, rückwärts auf das Paradies der Kinderjahre. Wohl durchzuckte ihn hie und da, wie den Auszehrenden die Lebenshoffnung nie verläßt, der Gedanke, es könne alles wieder anders, wieder gut werden und zu einer großen Versöhnung führen. Doch lange dauerten solche Sonnenblicke nicht; er fühlte sich krank am Leib und noch kränker an der Seele. Alles war ihm entrissen, an dem sein Herz gehangen.

Als der Maler damals über Hals und Kopf Abrechnung gehalten mit Venedig, lebte er noch der festen Zuversicht, nach einiger Zeit wieder dahin zurückkehren und sich daselbst bleibend installieren zu können; ja, angehaucht vom frischen Bergwind, der ihn bei der Heimkehr begrüßt, faßte er den männlichen Entschluß, es müsse biegen oder brechen, arbeiten wolle er bis in den Tod, seine Meisterschaft zu beweisen.

Daheim fand er die traurigsten Zustände, Armut, Entbehrung, Familienzerwürfnis. Er kam sich wie ein Feigling vor, daß er solange dem allem die Augen verschlossen. Des Vaters überhandnehmendes Unvermögen, sein kleines Aemtchen, die Verwaltung einiger der Kirche gehörenden Liegenschaften zu versehen, war nicht mehr zu leugnen. Gab man sich auch Tag für Tag damit ab, einige Ziegen auf die Allmend zu treiben und bei jedem sich bietenden Nebenverdienste zuzugreifen, man konnte sich nur aufs knappste durchschlagen. Der Bruder war ein fast schwachsinniges Geschöpf, das selbst der Obhut bedurfte. Die Schwester, ein wohlgewachsenes Mädchen, tat alles Mögliche, die äußerste Not fernzuhalten; doch nicht selten wurde sie auch von Mißmut befallen, wenn sie sah, wie andere Töchter des Tales sich frohe Stunden gönnten und bei den Burschen mit Gesang und Tanz in die Nacht hineinschwärmten. Kein Wunder daher, daß sie auf den Bruder ungehalten wurde, der in der goldnen Stadt Venedig den großen Herrn spielte und sich nichts abgehen ließ, während sie daheim von Ziegenmilch, Mais und Kastanien lebten. Der Vater selbst war dem Tode nahe, abgelebt, ohne eine eigentliche Krankheit nennen zu können. Die Mutter, eine derbe Frau, hantierte drauflos, wo es etwas zu tun gab, verplauderte auch manche Stunde überflüssigerweise mit den Weibern der Waschhalle.

Wie nun Cosimo in die dürftige Wohnung eintrat, war der Empfang ein niederschlagender. Vorwürfe statt Willkomm! Es war ein Glück, daß er einige hundert Lire bei sich trug; doch wagte er kaum daran zu denken, daß es fast sein ganzes Hab und Gut darstelle.

Mit großer Aufopferung trat er seinen Posten an. Es gelang ihm, ein leidliches Verhältnis wiederherzustellen und sogar sich selbst zu überreden, daß ihm vielleicht dieser Zwischenakt in seinem Lebensdrama zum Heile gereichen könne, war es ihm doch erwünscht, Venedig und die Venezianer für einige Zeit aus dem Gesichtskreise zu verlieren. Als Wohnung fand er eine erträgliche Unterkunft bei dem befreundeten Kaplan, wo ein überaus geräumiges Zimmer mit Nordlicht sich aufs schönste zu einem Atelier umgestalten ließ. Eine kleine tannene Bettstatt in der einen Ecke des Zimmers genierte niemand, da überhaupt niemand zu Besuch kam. Die Familie nicht zu verlassen, bis des Vaters bevorstehendes Scheiden eingetreten, wurde zum festen Entschluß. Auch die Schwester war bald gewonnen, war ihr doch nicht unwillkommen, daß sie den schmucken jungen Mann in der Samtjacke, von dem man schon mehrmals in der Zeitung hatte lesen können, ihren Bruder nennen durfte. Er war auch nicht im mindesten stolz gegen sie und fand durchaus nichts Unnatürliches darin, daß er, der feine Städter, der Bruder der ländlichen auf Soccoli gehenden Ziegenhirtin war. Wenn er ihr nun gar noch ein Band oder ein Kettchen als Geschenk überreichte, so war sie über sich selbst erbost, ihm je im Leben gram gewesen zu sein.

Doch jetzt kam der vernichtende Schlag. Der Vater hatte sein Ende erreicht und wurde an einem winterlich rauhen Tage zur Erde gebracht, da sich ungewöhnlich früh, früher als andere Jahre ein leichtes Schneegestöber einstellte, gerade während der Zeit, da auf dem Friedhof die Zeremonie der Einsegnung vorgenommen wurde. Die Feierlichkeit, so bescheiden der Ort und die Familie war, nahm viel Zeit in Anspruch, da manche Landleute aus der Umgegend zu begrüßen waren, was alles unbedeckten Hauptes und unter freiem Himmel geschah.

Tags darauf war Cosimo von einem heftigen Fieber befallen, und als man nach Anwendung aller möglichen Hausmittel endlich einen Arzt zu Rate zog, ward eine hochgradige Lungenentzündung konstatiert, die zu den größten Besorgnissen Anlaß gab! Lange Bewußtlosigkeit war der einzige Trost bei den kläglichen Verhältnissen und der dürftigen Pflege. Endlich kam das Erwachen, aber nicht zur Genesung, sondern zu neuer Qual! Je weniger Kraft zur Arbeit, desto mehr Zeit war zum Ueberschauen der trostlosen Lage. Hatte er vor Jahren, in den Tagen der weitausblickenden Jugend in leichtem Fluge die Künstlerlaufbahn begonnen, weil ihm ein begüterter Oheim in Welschtirol die Studien ermöglicht und ihn noch während der ersten Zeit seiner Tätigkeit über Wasser gehalten hatte, so fiel jetzt, da der Wohltäter sich noch im spätern Alter verehelicht, diese Hilfsquelle dahin: der Kraftlose war auf seine eigene Ohnmacht angewiesen und hatte nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Angehörigen zu sorgen. Was tun? Aisopos war vorerst zu den Hesperiden verwiesen, das heißt, der Künstler gönnte sich nur in den von Tag zu Tag seltener werdenden Stunden schwacher Neubelebung, der Vollendung des Entwurfes nachzusinnen. Dafür suchte er seine Skizzen und Albumblätter soweit zu einem präsentabeln Ganzen zu gestalten, daß sie durch Moyses Vermittlung zu Geld gemacht werden konnten. Auch dieses Geschäft ging nicht zum besten; denn es fehlte Cosimo an der Routine, auf den momentanen Erfolg zu arbeiten, Effekte zu erhaschen, die den am Kunstladen Vorübergehenden fesseln und ein Stadtgespräch erzeugen. Anderseits bestätigte es sich mehr und mehr, daß er noch lange nicht genesen war. Die Lungenentzündung war überstanden; aber ein tieferes Leiden hatte sich in den Organen eingenistet. Davon zeugte die Farblosigkeit, der Wachsglanz in des noch so jungen Mannes Angesicht, dazu die rasche und verzehrende Ermüdung auf die kleinste Anstrengung. Nach langem Zögern ward abermals der Arzt berufen. Sein Hörrohr konstatierte eine schon vorgeschrittene Tuberkulose in beiden Lungenflügeln. Auf die Beifügung, die vielleicht trösten sollte, daß sich auch in diesem Falle schon Aerzte getäuscht hätten, war nichts zu geben. Der Kranke fühlte es nur allzuwohl, daß sein Urteil gesprochen sei.

Nun steigerte sich die Not der Familie von Tag zu Tag. Cosimo mußte Gott danken, daß sich in der Kirche und am Camposanto Gelegenheit fand, durch handwerksmäßige Arbeit einige Soldi Tageslohn zu gewinnen. Auch diese Arbeit konnte nur stundenweise betrieben werden. Das Bedürfnis, der Sonne nachzuschleichen und Wärme für den halberstorbenen Körper zu suchen, machte sich gewaltsam geltend.

Unter solchen Umständen war an eine Rückkehr nach dem kostspieligen Venedig nicht zu denken. Der Dulder mußte zufrieden sein, wenn er nicht auch noch in seinem Heimatdorfe vereinsamt wurde; denn die Mutter war ebenfalls sehr hinfällig geworden; der Bruder war eine Last, keine Stütze, und die Schwester erklärte sich mehr als einmal des Treibens überdrüssig und schien willens, in einer Stadt einen Dienst und eine bessere Zukunft zu suchen. Also ein trostloses Dasein! (Schluß folgt).

Bernina-Paßhöhe.

Nach dem Gemälde von Wilhelm L. Lehmann, Zürich-München.